Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 48

Artikel: Die überarbeitete Frau

Autor: B.S.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648095

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

auf ihnen geseffen haben? Ein Liebespaar, das fich verzantte und sich nicht mehr sehen wollte? Eines, das miteinander scherzte? Und da wir gerade bei der Liebe sind — an einem Stühlepaar, das hochaufgerichtet an einem riffigen Baumstamm lehnt, erkennen wir ohne Mühe, daß es nicht nur Leidenschaften zwischen Menschen, sondern auch solche zwischen Stühlen gibt. Und vielleicht wäre es interessanter zu belauschen, was der eine Stuhl dem andern heimlich zuraunt an Liebesschwüren, als die ewigen Beteuerungen zu vernehmen, die fich in der Menschenwelt bei derartigen Gelegenheiten hören laffen . . . Doch wollen wir nicht allzulange bei diesen Vermutungen verweilen und in bem Stühlepaar, das so nett und tameradschaftlich gegenein= anderlehnt oder egefallen ift, lieber ein Freundespaar erkennen, das sich Geschichten vom vergangenen Sommer erzählt. Geschichten vom Syde=Bart und der Gerpentine, auf deren Bafferfläche hell die Sonne blinkte, Geschichten von einer schlanken Lady mit einem großen hund, die stolz und ftill über die Wiesen schritt, sich einen Stuhl mietete und einen halben Tag lang, verträumt in einem Buche lesend, darauf verbrachte. Bon Teegesellschaften unter aufgespannten Sonnenschirmen, von höflichen Rellnern, die mit der Bürde eines Lords in den Syde=Bart= Restaurants Toast und Erdbeeren servierten, von spielenden Kindern, von Sandwichs und Sandwichmännern, vom Märchen= figürlein, um das die hübschen nurses ihre Babies kutschieren, von sehr viel Liebe und sehr viel Leid, von fröhlich beweg= tem Leben im Freien, von der Bergänglichfeit des Sommers und von der Lift und Tude manchen Sode-Bart-Gaftes, der fich hastig aus dem Staube machte, wenn die Kassiererin kam, um die zwei Pennies zu holen

Inzwischen lichtet sich der Nebel, Die Serpentine glißert im frühen Abend. Rasch sind die Stühle am User wieder ausgestellt. Kommt ein später Gast oder ein einsames Liebespaar, das teine andere Heinstatt sindet als die herbstliche Natur, so sind sie bereit. Im Ausgang des Parks treffen wir noch einmal auswei, die sich innig umhalsen wie Freunde, die sich nie verlassen wollen. Und einer liegt mutterseelenallein im nassen Grift ein ganz verknöcherter Junggeselle, der uns die Trostlosigkeit des Herbstes und des Winters auf bitterböse Art nahebringen möchte. Wir lassen uns nicht beirren. Die Busse sahren wieder. Der einsame Stuhl ist vergessen. Wahrscheinlich hat er sich des sonders ungebührlich ausgesührt und seine Einsamkeit verdient. Lachend sehen wir uns in die Augen als die große menschliche Gemeinschaft der wiederbelebten Stadt uns ausnimmt . . .

Mgl.

Unser Bärengraben erhält Konkurrenz!

Was niemand für möglich gehalten hätte, ift Wirklichkeit geworden! Unfere zottigen braunen Gefellen im Bärengraben, die dank ihrer besondern Gewandtheit im Rüeblibetteln den Namen "Bern" in allen Landen bekannt machten, haben eine Konkurrenz erhalten. Dazu noch in den eigenen Stadtmauern! Fast über Nacht ist die Gefahr hereingebrochen und droht unserm verdienten Meister Bet den Plat an der Sonne wegzu= nehmen. Reine Ausstellung, fein Fest, fein neues Gebäude, nichts hätte das Unglaubliche zustandebringen können. Bloß einem kleinen, braunen Tierchen mit langem, buschigem Schwanz, großen hübschen Neuglein und zwei nechischen "Sörnden" als Zierde seines lieblichen Röpschens ist dies gelungen, einem winzigen Wesen, das ein einziger hieb einer ungeschlach= ten Bärentage zu Brei zermalen fonnte! Trot feiner Rleinheit und trot seinem unscheinbaren und wenig gewichtigen Auftreten hat das drollige Geschöpschen in kurzer Zeit die Herzen der Berner erobert. In den Schulen sprechen alle Kinder von ihm, beim Teefränzchen die alten Tanten, im Tram, auf der Straße, in Cafés und Restaurants, überall ertönt die erstaunte Farge: "Was, Sie haben sie noch nicht gesehen, die kleinen zwirbligen Rerlchen im Tierpark unten? Da muffen Sie unbedingt nächsten Samstag oder Sonntag ins Dählhölzli gehen und sich das drol= lige Treiben dieses kleinen Nagetierchens ansehen. Sie brauchen nicht lange zu suchen und von Gehege zu Gehege zu wandern. Im ganzen Tierpark ist das süße kleine Ding zu Hause! In den letten Wochen und Monaten hat es sich aus nah und fern in großer Zahl im untern Dählhölzliwald eingefunden. Die gute Luft, die schöne neue Anlage und die sympathische Anwesenheit der verschiedensten andern Tiere und Tierchen schienen ihm so zu behagen, daß es sich in der Gegend gleich häuslich niederließ, sich vermehrte und heute schon so zahlreich geworden ist, daß Sie ihm sozusagen auf Schritt und Tritt begegnen.

Leisten Sie dem gutgemeinten Rat Ihres Bekannten Folge und lenken Sie Ihre Schritte in einer freien Stunde in den schönen neuen Park, dann können Sie sich schon nach wenigen Minuten von der Richtigkeit der Ihnen zuerst etwas rätselhaft erschiene= nen Angaben überzeugen. Rommen Sie von der Thormann= ftraße her, von der Elfenau, oder fteigen Sie links des Dahlhölzlirestaurants den neu gepflästerten Weg zu den Bolièren und Rehgehegen hinauf, Sie werden unfehlbar ein Opfer des fleinen unbekannten Herrschers des Tierparks. Wieselflink springt plöglich ein purzliges braunes Wesen über Ihren Weg, setzt sich auf einen wenige Meter entfernten alten Baumstrunt und richtet sein zartes Körperchen kerzengerade in die Höhe. Ein prächtig buschiger Schwanz schwingt sich im Rücken des Tierchens bis auf Ropfhöhe empor und die vor die Bruft gelegten furzen Vorder= füßchen geben ihm ein ungemein drolliges Ansehen. Kein Laut, teine Bewegung, die Haltung allein spricht zu Ihnen. Unwill= fürlich framen Sie in Ihren Taschen, finden einige Krumen oder ein Stüdchen Schokolade — und ichon ift das flinke Geschöpfchen mit seinen großen treuen Augen ganz dicht bei Ihnen, um mit flinker Bewegung nach dem Inhalt ihrer Hand zu haschen. Plöglich, wie es gekommen, ist das Tierchen auch schon wieder weg. Mit langen, weichen Sähen hüpft es davon und schwingt sich auf einen sichern Uft. Die Hinterfüßchen klammern sich fest um das Holz, der weit nach außen geschwungene Schwanz hält das aufgerichtete Körperchen im Gleichgewicht und aus den Vorderläufchen wird geschäftig an dem erbettelten Schatze herum= geknuspert. Wie das lette Bischen verschwunden ist, sitt der fleine braune Bettler auch schon wieder bei Ihnen! Diesmal macht er es aber anders: die Beute wird nicht sogleich verzehrt, fondern in einem entfernten, geschütten Winkel vergraben oder verstedt, um später in mageren Zeiten Bermendung zu finden. Wieder und wieder hüpft das zierliche Ding zu Ihnen, bis daß Sie schließlich nichts mehr in den Taschen haben und weiter gehen müffen. Reine zwanzig Schritte weiter bietet sich Ihnen dasselbe Bild: Ein anderer Tierpartbesucher ift wie Sie ein Opfer dieser reizenden Bettlergilde geworden!

Die Tiere links und rechts des Weges in den Gehegen interessieren Sie nicht mehr sehr. Innerlich ergriffen durch das drollige Benehmen und das große Zutrauen des kleinen Nagers gehen Sie nach Hause und nehmen sich vor, recht bald mit gefüllten Taschen den anmutigen Bettler wieder zu besuchen.

Die Eichhörnchen im Tierparf sind ungewollt zu unserer neuesten Sehenswürdigkeit geworden! Ein eiliger Zürcher, der als erster mit seinem Film zur Stelle sein wollte, hat von dem allem Anschein nach sehr lokalpatriotisch eingestellten Buschschwänzchen vor kurzer Zeit eine recht deutliche Absuhr gesholt: Statt mit einem hübschen "Männchen" vor die Kamera zu sitzen, ist es ihm gleich auf den Apparat gehüpft und hat seine scharfen Zähnchen verachtend in den wenig widerstandsstätigen Ausziehbalg gebohrt!

B. A. Heß.

Die überarbeitete Frau.

Es wird heute so viel von Neberbürdung der Frau gesprochen: Berufsarbeit, Hauswirtschaft, Kinderpslege — all dies und noch mehr, lastet auf den schwachen Schultern des weiblichen Geschlechts. Man jammert über diese zeitgeborenen Umstände, man schäftt den Kindersegen ein, man schafft immer neue Erleichterungen für den Haushalt, man treibt die zarte Rücksicht so weit, die Frau aus ihrem Beruf zu verdrängen, damit sie sich nicht mehr wegen Neberarbeitung beklagen kann.

Ja, waren denn die Frauen früherer Generationen soviel besser daran, als wir heutigen? Hatten sie weniger zu tun, führten sie ein leichteres Leben? Man braucht gar nicht bis zu den Urzeiten zurückzugehen, wo alle Last auf der Frau lag — wie übrigens auch heute noch bei den ärmern Schichten des Orients (und nicht nur des Orients), um diese Frage zu verneinen. Auch spätere Jahr-hunderte, z. B. das hochfultivierte XVIII., verhielten sich den Frauen gegenüber nicht immer nur galant.

Man lese etwa die wunderschöne "Aleine Chronit der Unna Magdalena Bach", der Gattin des großen Johann Sebastian. Gerade weil hier die Person der Frau gar nicht in den Bordergrund gerückt ist, gewinnt man einen objektiven Ueberblick über die Psslichten, die damals einer guten bürgerlichen Hausfrau und braven Chegefährtin oblagen.

Anna Magdalena hatte dreizehn Kinder, von denen freilich nur sechs am Leben blieben. Außerdem vier Stiestinder,
denen sie eine ausopfernde Mutter war. Sie leitete sparsam das Hauswesen, sorgte mütterlich für die zahlreichen Schüler und Gäste, die die Berehrung für den großen Musiker ins Haus führte; und fand dabei immer noch Zeit, seine Kompositionen zu kopieren, die geistige Gemeinschaft mit ihrem Gatten ausrecht zu erhalten.

Sie war vielleicht die berühmteste, aber gewiß nicht die einzige Frau, die so handelte. Denn gab es damals auch kaum selbständige Frauenberuse, so mußten die Frauen doch sast nahmslos dem Mann in seinem Gewerbe zur Seite stehen: sei es im Geschäft, im Handwerf oder der Landwirtschaft. Gewiß hielt der bürgerliche Haushalt damals mehr Dienstpersonal. Aber was gab es auch zu tun: Im Haus wurde gesponnen und gewoben, das Bier gebraut, die Kerzen gezogen, das Fleisch geschlachtet und gepökelt. Es gab keine der vielen Erleichterungen und Bequemlichkeiten, wie wir sie kennen. Dasür hatte jede dieser wackern Hausstrauen alljährlich einen Säugling an der Brust.

Es gibt eine einzige Epoche im Leben der Menschheit, wo eine Konstellation günstiger Umstände auch den Frauen breiterer Schichten — nicht nur wie sonst der Blut- und Geldaristokratie — eine verhältnismäßig leichte und angenehme Existenz ermögslichte. Gemeint sind die letzten vierzig bis fünszig Jahre vor dem Weltkrieg.

Schon die französische Revolution hatte den Frauen erhöhte Rechte und Bildungsmöglichfeiten gebracht. Dazu kam der wirtschaftliche und gesellschaftliche Aufstieg des Bürgertums. Die technischen Reuersindungen führten zu einer ungeahnten Arsbeitserleichterung auf dem Gebiet des Hauswesens. Eine Fülle von Arbeit konnte erspart werden. Das Wasser mußte nicht mehr vom Brunnen herbeigeschleppt, das Brot nicht mehr im Hause gebacken werden; statt des längst überwundenen Spinnzads begann die Nähmaschine zu surren und die sleißige Hand zu ersehen. Gas und Elektrizität, Heißwasserleitung, Zentralsbeizung usw. übernahmen die Rolle moderner Heinzelmännchen.

Dafür wurde der Kindersegen eingeschränkt. Denn erstens war es nicht gesund, zweitens nicht bequem, drittens nicht billig, viele Kinder in die Welt zu setzen. Für den Säugling hielt man eine Amme, für die Heranwachsenden eine Kurse oder Gouvernante. Bon jahrtausendelangem Druck entlastet, sernten die Frauen den Genuß des Lebens schäßen, und hatten sast zweiel Zeit, ausschließlich an ihr Bergnügen und Behagen zu denken.

Biele Frauen drängten damals in männliche Berufe — durchaus nicht nur um des Broterwerbs willen, sondern weil sie nicht bloße Drohnen im Lebenstampf sein wollten.

Nach dieser relativ kurzen, für immer dahingegangenen Epoche aber blicken noch heute die Augen unzähliger Frauen, wie nach einem entschwundenen Ideal. Sie haben sie zum Teil gar nicht selbst erlebt, kennen sie nur vom Hörensagen; doch die Tradition, daß es den Frauen gebühre, ein leichtes, angenehmes, sorgensreies Leben an der Seite eines Mannes zu führen, der alle Last und Berantwortung für sie auf sich nimmt, ist in ihrem Blute noch nicht erloschen.

Daher sind wir gewohnt, bei jeder Gelegenheit über Arbeitsüberbürdung zu klagen, obwohl das Frauenleben der Gegenwart, ungeachtet aller zeitbedingten Erschwerungen, wesentlich leichter ist, als jenes, das unsere Urmütter führten. Die erhöhte Hygiene und Reinlichseit, das förperliche Training, die Beschränfung der Geburtenzahl, die verbesserte Wochenpslege — wären allein schon Grund genug. Dazu kommen die zahle reichen hauswirtschaftlichen Erleichterungen, die gesteigerte Wohnkultur, die vielsältigen Erholungsmöglichkeiten, die man vordem kaum kannte. Ganz zu schweigen von den neuerworbenen Frauenrechten im Vergleich zu früheren Zeiten. Noch vor 50 Jahren war die Frau rechtlich den Unmündigen und Schwachsinnigen gleichgestellt. Jedes höhere Studium war ihr verschlossen; nicht einmal die Kinder, die sie gebar, gehörten ihr.

Wie weit haben wir es seither gebracht! Wieviel Wege und Möglichkeiten stehen uns, trot aller Schwierigkeiten, offen!

Wenn eine Frau heute in ihrem Beruf tätig ist, daneben ihre Hauswirtschaft versieht und vielleicht ein Kind aufzieht, so ist das gewiß eine sehr ansehnliche Leistung. Aber doch kaum ein Zehntel dessen, was ihre Urgroßmutter auf sich hatte: Bor allem ein Duzend Kinder, mit den dazugehörigen körperlichen Beschwerden und Leiden. Ein großer verantwortungsvoller Haushalt, der Sorge und Arbeit der Haussfrau von früh bis spät in Anspruch nahm. Keinerlei Pslege und Erholung.

Mit fünfunddreißig war die Frau im allgemeinen verbraucht, mit vierzig meift eine Matrone. In diesem Alter sind wir noch jung, auch wenn wir uns überanstrengt fühlen. Bir kleiden uns hübsch, frisieren uns jugendlich und nehmen mit Selbstverständlichkeit an allen Genüssen der Jugend teil.

Beklagen wir uns also nicht zu sehr über unsere Zeit. Jammern wir nicht, daß wir so gehetzt und überbürdet sind. Trauern wir nicht einer Bergangenheit nach, wo die Ehe eine Art Pensionsversicherung für arbeitslose Mädchen war.

Auch unsere Zeit hat Borteile. Wir dürfen lange jung bleiben. Wir haben zahllose Möglichkeiten, unsern Geist zu bilden und unsern Körper zu fräftigen. Wir können dem Manne Kameradin und Gefährtin sein. Millionen Frauengenerationen würden uns wahrscheinlich beneiden — trotz unserer Ueberarbeitung — weil es ihnen lange nicht so gut gegangen ist. G. S., B.

Der Greis und das Kälbchen

Von Carl Hedinger

Auf einem Güterwagen steht in einer grobhölzigen Kiste, mit einem Strick sestgebunden — zu straff, als daß sich das arme Tier richtig regen oder gar bei Müdigkeit auf den Boden der Kiste niederlegen könnte — ein vielleicht dreivierteljahr altes Kälbchen und schreit sein trauriges, noch unsertiges findliches "Muh" in die Halle des Bahnhofs hinein, sodaß es weit dis zum Ausgang hin zu hören ist.

Gibt es unter diesen vielen hastenden Menschen, die da ab und zu eilen, nicht einen, dem dieser Klageschrei zu Herzen geht und der an den schmierigen stinkenden Güterwagen herantritt, um sich das hilstose arme Wesen zu beschauen, das da in einen engen Kasten hineingepfercht ist?

Doch, es gibt einen. Es ist ein Greis. Er ist durch widrige Lebensschicksale gezwungen, die Stadt zu verlassen, um in der Ferne ein neues Leben zu suchen.

O harte, grausame Welt!

Dieser Greis beugt sich weit über die Brüstung des Güterwagens und zwängt seine Rechte durch die Latten der grobbölzigen Riste, um den Hals des Rälbchens zu liebkosen. Das arme Tierkind hört für eine Weise auf mit seinem "Muh" und schutt diesen Mann mit dankbaren Augen an, in denen der Schmerz des Heimwehs ist nach der guten Mutterkuh und nach der freien Alpmatte. Ist dieser Mann sein Retter? Ach nein, das Rälbchen ahnt die Gesahr, die es umlauert, seitdem es aus dem warmen Stall gezerrt und fremden Händen übersiesert worden ist. Und wieder stößt es sein trauriges Muh aus.

Des Kälbchens Beg führt ins Schlachthaus. Der Greis muß in ein neues unbekanntes Leben.

O harte, grausame Welt!